

Heinrich Zschokke und die deutsche Sprache

Autor(en): **H. St.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **13 (1929)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

standen (nicht bloß allenfalls erraten); es hätte sie auch an das Beglaubigungsschreiben erinnert, das diese Herren überreichen müssen (das man in der Fachsprache *Kreditiv* nennt).

Wenn die „Reformierte Schweizer Zeitung“, wie Sie schreiben, ein vollstümliches Blatt sein will, so paßt die Sprache dieses Herrn E. K. nicht hinein.

Neudeutsch oder einfach schlechtes Deutsch?

Kurz nacheinander lese ich:

„Die Schweiz hat sein Domleschg . . . als Burgenland“. (Zür. Post Nr. 112, II. Bl., vom 15. Mai 1929, Artikel „Schwäbische Reise“.)

„Mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ändert sich das Bild; diese Stadt verliert seine Bedeutung als Handelsmetropole des Morgenlandes“. (Leipzig, Ill. Ztg. Nr. 4391, 9. Mai 1929, S. 679.)

Ich greife mir an den Kopf und frage mich: Habe ich seinerzeit fehlerhaftes Deutsch gelernt, da ich schreiben würde: „Die Schweiz hat ihr Domleschg“, „diese Stadt verliert ihre Bedeutung“? Oder ist hier ein Umschwung eingetreten? Die beiden Beispiele sind übrigens nur eine Auswahl unter vielen ähnlichen im heutigen Zeitungs- und Zeitschriftendeutsch. Th. W.

Anmerkung des Schriftleiters. Neudeutsch oder schlechtes Deutsch? — Das ist hoffentlich noch nicht dasselbe. Dann aber müssen wir sagen: Unverantwortlich schlechtes Deutsch! Sollte das wirklich aufkommen? Bisher hat man dergleichen nur in den Heften schwacher Schüler gelesen und aus dem Munde kleiner Kinder gehört.

Zur Spitalfrage.

Unsere Besprechung der Frage „Der Spital oder das Spital (in Nr. 3/4 unter „Mutter Helvetia...“) hat uns folgende Zuschriften eingetragen.

Aus Bern:

Wenn Herr Prof. Ryz, der sich um die Kenntnis der deutschen und deutsch-schweizerischen Pflanzennamen und um ihre Erhaltung große Verdienste erworben hat, sagt, der Berner spreche: der Spittel, so hat er recht, insofern sich diese Behauptung auf den Burgerspittel bezieht. Denn der Berner hat das Gefühl, Spittel sei männlich, wenn es sich, wie beim Burgerspittel, um ein Gebäude handelt, das, wie dieses, vorwiegend als Altersheim Verwendung findet. Im Burgerspittel ist die Krankenabteilung nur eine untergeordnete, dem Altersheim angegliederte Abteilung. Andererseits sagt jeder Berner „das Inselspital“ oder „das Frauenspital“. F.

Aus Basel:

Die Erörterung über das Spital ist mir sehr lieb und wichtig. Ich selbst war schon öfters im Zweifel, ob man das oder der Spital schreiben solle, und habe deswegen früher auch schon das Wörterbuch zu Rate gezogen.

In Basel hört man zuweilen noch, soviel ich mich entsinne, der Spital oder der Bürgerspital, aber man sagt doch meistens, wie mir scheint: ins Frauenspital, ins Kinderspital, ins katholisch Spital.

Um mich zu vergewissern, daß auch gut schweizerische Schriftsteller das Spital schreiben, habe ich in meinen Bücherschrank gegriffen und zuvorderst folgende vier Eidgenossen darin vorgefunden:

1. Martin Birmann (Ständerat von Baselland, gestorben 1890), Gesammelte Schriften, I. Bd., Seite 242: das Kinderspital.
2. Dr. Konrad Brunner in Zürich: Ueber Medizin und Krankenpflege im Mittelalter in Schweizerischen Landen: S. 104: das Wiener, das Zürcher (Heiliggeist-) Spital. S. 104, Anmerkung: Quellenangabe: Mesmer, Das Bürgerspital von Bern. S. 48, Fontes rer. Bern. II., S. 136. — S. 105: altes und neues Spital.
3. J. B. Widmann, Die Patrizierin: S. 29 „ins Spital“.
4. David Hess, Salomon Landolt: S. 16: in das Spital. Das Wort Spittel ist z. B. enthalten in Thibauts deutsch-franz. Wörterbuch (1887): Spittel, m. et n. hôpital, m.

In Reclams englisch-deutschem Wörterbuch (von 1894) ist vermerkt: Spital n., Spittel m., hospital.

Ich selbst wußte bisher nicht, daß Spittel auch schriftlich gebrauchsfähig ist. Ch.

Aus Zürich wird uns mündlich berichtet, daß man im Niederdorf das benachbarte Pfundhaus das Spittel genannt habe.

Heinrich Zschokke und die deutsche Sprache.

In der Erzählung „Die Liebe der Ausgewanderten“ (Zschokkes Werke, herausgegeben von Hans Bodmer, 12. Teil, S. 257) spricht sich ein französischer Flüchtling, der merkwürdigerweise Lafalle genannt wird, folgendermaßen aus:

„Ihre deutsche Sprache ist noch keine reife Sprache; sie ist in sich selber noch ungewiß, unbestimmt, nicht fest geordnet. Sie schwankt noch in ihren Bedeutungen wie in ihrer Rechtschreibung. Sie überladet sich mit Wörtern fremder Zungen und baut bald ihre Redensarten nach lateinischer, bald nach französischer Art. Sie haben unter ihren Schriftstellern vortreffliche Geister, die jedem andern Volke Ehre gemacht haben würden; aber diese Geister vergaßen das Wesentlichste für ihren eigenen Ruhm, eine reine deutsche Sprache zu bilden. Sie schreiben in einem wunderlichen Mischmasch von Wörtern, die ebenso oft französisch, griechisch, italienisch, lateinisch und englisch als deutsch sind“ usw.

Wenn wir diese Aeußerung auch nicht ohne weiteres als Zschokkes Ansicht betrachten dürfen, so steht er ihr doch jedenfalls nicht fern in Anbetracht seiner Sprachreinigungsvorlesungen. Bei auch nur flüchtigem Lesen stößt man bei diesem Schriftsteller auf Ausdrücke, die gewiß nicht zufällig gewählt sind. In der Erzählung „Der Creole“ (Zschokkes Werke, 11. Teil, S. 43) heißt es: „Am Tage zerstreute man sich lustwandelnd in der Gegend“. Und weiter unten (S. 144): „Lustgänger wandelten in der Abendfrische mit ihren Lustgängerinnen“. In einer Anmerkung (S. 162) sagt Zschokke: „La Panchetta nennen die Messinesen den geräumigen und schönen Lustweg längs dem Ufer“. Für das bei uns gebräuchliche Wort Couvert setzt er (S. 182): den Uberschlag (jetzt besser verdeutscht Umschlag). In der Erzählung „Das Wirtshaus zu Cranjac“ steht für den Postillon mehrmals Postknecht und Fuhrmann (12. Teil, S. 184, 185). In der Erzählung „Der Feldweibel“ (12. Teil, S. 46) steht: „Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergang“ (offenbar für Promenade, d. h. Anlage).

Die Beispiele lassen sich jedenfalls bei gründlicher Durchsicht beliebig vermehren.

Daß die deutsche Sprache „nicht fest geordnet“ sei, betrachtet der Franzose als Fehler, während wir mit reiferer sprachgeschichtlicher Erkenntnis darin eher einen Vorzug erblicken. Auf alle Fälle beweist die angeführte Aeußerung, daß die Fremdwörterfrage schon vor hundert Jahren die deutschen Schriftsteller beschäftigt hat, wie wir ja auch sonst wissen.

Wo Zscholke den Grund dieser Erscheinung sucht, ist spöttisch angedeutet in seiner Erzählung „Der Ireole“ (11. Teil, S. 18), wo er den Engländer Sir Down zu dem Schweizer Linthi sagen läßt: „In dem Stück find' ich Schweizer und Deutsche wahrhaftig bewundernswert. Es sind die Chamäleone unter den Völkern. In weissen Land sie kommen, dessen Sprache, Sitte, Tracht, Glauben und Grundsätze haben sie, ganz Gegenstück der Juden“, worauf der Schweizer erwidert: „Sie mögen nicht unrecht haben. Juden und Engländer, mit und ohne Bart, erkennt man überall im Augenblick.“

H. St.

Briefkasten.

E. J., B. Es wäre freilich sonderbar, wenn sogar in einer Sprachlehre ein Sprachfehler stünde! Sie meinen, der Satz im aargauischen Sprachlehrbüchlein: „Ein Teil der Präpositionen werden auch adverbial gebraucht“ sei falsch, es müsse heißen: „Ein Teil . . . wird . . . gebraucht“. Streng sprachlehrgemäß haben Sie ja recht, denn wenn der Satzgegenstand (Teil) in der Einzahl steht, so muß auch die Aussage in der Einzahl stehen (wird). Aber es gibt einige Wörter, wo der Gebrauch schwankt; das sind die Wörter, die, rein sprachlehrgemäß betrachtet, zwar selber die Form der Einzahl haben, aber eine Mehrheit bedeuten, Wörter wie: Menge, Anzahl, Masse, Reihe, Teil und andere sogenannte Sammelnamen. Man kann also (nach der Hauptregel) zwar sagen: „Eine Menge Wagen steht vor der Tür“, aber man wird eher sagen: „Eine Menge Wagen stehen vor der Tür“; denn man wird sich diese Wagen kaum als eine geschlossene Einheit zusammengehörender Wagen denken, sondern als eine zufällig so oder so lange Reihe von einzelnen Wagen. Darauf kommt es bei diesen Sammelnamen an: ob man sich die Dinge, aus denen die Gesamtheit besteht, als geschlossene Einheit oder nur als lockere Menge vorstellen muß. Wenn einem Sammelnamen die Art der Einzelwesen im Wesfall der Mehrzahl beigelegt ist, wird man meistens auch die Aussage in die Mehrzahl setzen („Eine Menge Wagen stehen vor der Tür“; denn die einzelnen Wagen stehen). Dagegen wird man z. B. bei der Schilderung eines Volksaufmarsches sagen: „Der Polizeinspektor forderte die Leute auf, auseinander zu gehen, aber die Menge wankte nicht“, weil hier die Menge eine geschlossene Einheit bildet, die gemeinsam handelt, gehorcht oder nicht gehorcht. Die Grenze zwischen geschlossener Einheit und lockerer Reihe ist aber nicht immer leicht zu ziehen. Wenn von einer zufällig 10 Stück zählenden Wagenreihe vor einem Bahnhof nach Ankunft eines Zuges einige wegfahren, kann man sagen: „Ein Teil der Wagen fahren weg, ein großer Teil aber blieben“. Bei jenem Volksaufmarsch aber wird es heißen: „Ein Teil gehorchte der Aufforderung und lief weg, der größte Teil blieb aber auf dem Platze“; denn diese bilden wieder eine geschlossene Einheit, und die Weggelaufenen stehen zu ihnen in schroffem Gegensatz. — Wie steht es nun in unserem Satze mit den Präpositionen? Teilen wir sie ein in solche, die auch als Adverbien gebraucht werden (wie: auf, unter, aus), und solche, wo das nicht (oder nicht mehr) der Fall ist (wie: in, gegen, seit)? Diese Unterscheidung ist praktisch nicht wichtig; für die meisten Sprecher ist es nur eine zufällige Eigenschaft, deren sie sich kaum bewußt werden. Also wird man sagen dürfen: „Ein Teil der Präpositionen werden auch als Adverbien gebraucht“. Wichtig dagegen ist die Einteilung der Vorwörter in solche, die den Wesfall, solche, die den Wesfall und solche, die den Wesfall regieren (gerade diese Unterscheidung macht den Ausländern ja Schwierigkeiten und veranlaßt sie zu Fehlern, auch wenn sie sonst gut deutsch sprechen). Man wird sie daher in der Sprachlehre in verschiedene Einheiten gliedern und sagen: „Ein Teil der Vorwörter wird mit dem Wesfall verbunden, ein Teil mit dem Wem- und ein Teil mit dem Wenfall“.

Da es, wie gesagt, oft schwer ist, jene Grenze zu ziehen, schwankt der Sprachgebrauch. In unserm Falle läßt sich, wie ge-

zeigt, die Mehrzahl schon rechtfertigen, aber — sie geht uns auch etwas gegen den Strich; denn das Wort Teil bezeichnet meistens doch wohl eine Gesamtheit, eine geschlossene Einzel-Einheit einem Ganzen gegenüber. Aber Sie werden den Satz nicht anfechten, wenn wir ihn so drehen: „Die Präpositionen werden zum Teil auch als Adverbien gebraucht“ oder (noch besser): „Einige Präpositionen werden auch als Adverbien gebraucht“.

H. Ch., R. Warum diese Frau Ina von gehobenen Kreisen, gehobenen Berufen und gehobener Lebensstellung spricht statt von höheren, wie wir's gewohnt sind, ist auch uns unerfindlich; vielleicht ist es ein Zeichen „gehobener“ Bildung, unter der wir zurückgeblieben sind. Es scheint uns aber nicht bloß eine Schrulle zu sein, sondern ein Denkfehler. Die Berufe des Arztes, des Beamten waren immer höher als gewisse andere, sie selbst haben sich nicht gehoben; wenn sich aber Töchter aus gewissen geistig tiefer stehenden Gesellschaftsklassen zu ihnen drängen, so wird die Lebensstellung dieser Töchter gehoben und nicht der Beruf des Arztes. Der Arbeiter wünscht seinem Sohne eine höhere Lebensstellung; erst wenn der Sohn sie erreicht hat, hat sich seine Lebensstellung gehoben; so lange er sie erst zu heben wünscht, ist sie für ihn noch keine gehobene, sondern erst eine höhere Lebensstellung. Richtig gebraucht ist das Wort in dem Satze: „Ihre Lebenshaltung hat sich gehoben“; die wirkliche Lebenshaltung war vorher tiefer, die gewünschte höher, und jetzt hat sich die wirkliche auf die Höhe der gewünschten gehoben. „Töchter gehobener Kreise“ wären Töchter aus solchen Kreisen, die früher tiefer standen als heute. Das wäre auch denkbar (z. B. hat sich doch der Stand der Volksschullehrer entschieden gehoben), ist aber hier wohl kaum gemeint; nicht die Kreise haben sich hier gehoben, sondern die Menschen haben sich aus tieferen Kreisen in höhere erhoben und da sind sie nun in „gehobener Lebensstellung“.

A. L., Ch. Sie sind nicht die ersten und werden noch lange nicht die letzten gewesen sein, die sich über die Frage „die Rigi oder der Rigi?“ stritten. Wie ist die Sache? Eine Rigi ist (laut Idiotikon) eine Riege (Turnvereine zerfallen etwa noch in Riegen oder Stufen), eine Reihe, eine Serie; daher die alte Basler Redensart: „Als der Rigi lo“: aus der gewöhnlichen Ordnung kommen. Insbesondere kann die Fälschung an verschiedenen weiblichen Kleidungsstücken so heißen, dann aber auch eine wagrecht laufende Schichtung, ein Band oder Streifen im Gebirge. So ist am Zugerberg eine Rigi an stöckiger Stelle; am Glarner Schilt heißt eine Stelle „I de Ragine“; auch von Sijßikon, Langnau und Marbach (Luzern) sind solche Rigenen bekannt, und zwar steht das Wort immer in der Mehrzahl. Sehr schön sieht man die wagrechte Schichtung, besonders unter leichtem Schnee, an dem Rigi genannten Berg; daher hat der Berg seinen Namen, und zwar sagen die Umwohner alle: die Rigi. Auch alle alten Quellen und die volkstümlichen Redensarten sagen so. Freilich bedeutete dieses „die“ ursprünglich die Mehrzahl (1384: güeter an Riginen ob Egg gelegen); aber früh schon hat man das Wort in der Einzahl gebraucht mit dem richtigen weiblichen Geschlechtswort „die“. Der Luzerner Renwart Chsat (1345—1614) schreibt „Als der Rigi“ und J. L. Chsat erzählt in seiner „Beschreibung des berühmten Lucerner- oder 4 Waldstätter-Sees“ (1661), daß „die Geiren in der Rigi ihre Wohnung haben.“ Die beiden Chsat leiten den Namen irrftümlicher, aber phantasievoller Weise ab von der Regina (montium): Königin (der Berge). Eine alte Luzerner Redensart lautet: „Das wird g'chseh, wenn's Wasser dur d'Rigi uf lauff“; aber auch eine Zürcher Regel heißt: „We-me cha uf der Rigi d'Schneeflecke zelle, cha-me im Bode Chriesi chnelle“ (weil diese dann reiß sind), eine andere (aus dem Bezirk Affoltern): „Wenn d'Rigi verlürt ihre wiß Huet, so sind die Chriesi im Rüstal guet“. Erst vom Jahre 1810 an (seit der Ausgabe der 3. Auflage von Ebels Reisehandbuch) läßt sich auch das männliche Geschlecht, also die Form der Rigi nachweisen, die offenbar entstanden ist durch Abkürzung der ebenfalls volkstümlichen Form „der Rigiberg“ (1529 sogar der „Riginerberg“), und diese neue Form scheint allmählich die alte zu verdrängen. Im Fremdenverkehr herrscht sie vor (Bäderler jagt der Rigi!), und es ist wohl möglich, daß die alte, ursprünglich allein richtige Form verschwindet. In sprachlichen Fragen entscheidet über Richtig und Falsch schließlich nicht der Ursprung, sondern der Gebrauch. Gegenwärtig schwankt bei Rigi der Gebrauch noch; es haben also beide Parteien recht. Die ältere Form hat freilich den Vorzug der Sinngemäßheit, die neue nur den der rohen Hebermacht. Wer die alte Form gewohnt ist, braucht zum mindesten davon nicht abzugehen; wem die neue Form geläufiger ist, der wird sich besinnen, ob es sich der Mühe lohne, sich anders zu gewöhnen und gegen den Strom zu schwimmen. Immerhin: es lebe die Rigi!